

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

KATE PENROSE

Dunkel leuchten die Klippen

Ein Krimi auf den Scilly-Inseln

Aus dem Englischen
von Birgit Schmitz



| FISCHER

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Zitatnachweise:

Teil 1: Robert Louis Stevenson: *Die Schatzinsel*. Roman. Auf der Grundlage der Übersetzung von Heinrich Conrad. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2009, Seite 11.

Teil 2: Herman Melville: *Moby-Dick oder Der Wal*. Roman. Herausgegeben von Daniel Göske. Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Matthias Jendis. Deutscher Taschenbuch Verlag 2001, S. 381.

Teil 3: zitiert nach der Lutherbibel



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Februar 2020

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »Ruin Beach«
bei Simon & Schuster UK Ltd, London
Copyright © 2019 by Kate Rhodes

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main
Redaktion: Ilse Wagner

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70350-0

Teil 1

»Wie dieser Seemann mich in meinen Träumen verfolgte, brauche ich kaum zu sagen. In stürmischen Nächten, wenn der Wind die vier Ecken unseres Hauses schüttelte und die Brandung in der Bucht gegen die Klippen donnerte, sah ich ihn in tausend Gestalten und mit tausend teuflischen Gesichtern.«

Robert Louis Stevenson, *Die Schatzinsel*. 1883

Es ist Mitternacht, als die Frau den steilen Tregarthen Hill hinabsteigt. Mit einem Seesack über der Schulter folgt sie dem steinigem Pfad. Sie ist angespannt. Eine warme Brise streicht ihr über die Haut. Auf halbem Weg macht sie eine Verschnaufpause und schaut zu dem Grabhügel aus Granitsteinen hinauf, der über der Bucht aufragt wie die Silhouette eines Riesen. Als sie unten am Strand ist, fühlt sie sich plötzlich beobachtet, aber das muss Einbildung sein. Wenn ihr jemand gefolgt wäre, hätte sie Schritte hinter sich gehört. Die Frau holt tief Luft, betrachtet das Mondlicht, das sich im Atlantik spiegelt, und erinnert sich daran, warum sie dieses Risiko eingehen muss. Die Familie braucht ihre Hilfe, sie hat keine andere Wahl, und die Flut kommt bereits näher. Wenn sie schnell arbeitet, hat sie genug Zeit, ihre Aufgabe zu erledigen, bevor die herandrängenden Wassermassen die Höhle überschwemmen.

Sie schiebt sich seitlich durch eine Spalte im Felsen. Mit jedem Schritt, den sie macht, wird es kälter. Die riesige Höhle erfüllt sie mit Ehrfurcht; der Lichtkegel ihrer Taschenlampe wandert über die vom Meer ausgewaschenen Wände, die so hoch aufragen wie das Mittelschiff einer Kathedrale. Der penetrante Geruch von Algen, Salzwasser und alten Geheimnissen wirkt berauschend auf sie. Als ihr Blick auf das schwarze Wasser vor ihr fällt, muss sie an die Geschichte dieses Ortes denken: Hier wurden Piraten hingerichtet, die

Schmugglern ihre Fracht geraubt hatten, und seither geistern sie in den Schatten der Höhle herum. Die Frau unterdrückt ein Schaudern, dann holt sie ihren Tauchanzug und die Maske; beides hatte sie vor einigen Tagen mit Haken an der Wand befestigt, damit die Flut es nicht wegschwemmt. Sie überprüft die Druckluftanzeige ihres Tauchgeräts und schiebt sich den Atemregler zwischen die Zähne. Anschließend nimmt sie das Päckchen aus ihrem Seesack und lässt sich rückwärts ins Wasser fallen. Nachdem sie Hunderte von Malen allein getaucht ist, weiß sie, wie man unnötige Risiken vermeidet. Jetzt kann sie nichts mehr aus der Ruhe bringen, es existieren nur noch der gleichmäßige Rhythmus ihres Atems und das Licht ihrer Lampe, das die samtige Finsternis durchdringt. Eine Minute lang lässt sie sich einfach treiben und genießt die Einsamkeit. Nur wenige andere Taucher konnten je die Schönheit dieser verborgenen Spalte in der Erdoberfläche tief unter dem Meeresspiegel genießen.

*Die Frau weiß, dass es gefährlich ist, sich ablenken zu lassen. In zwanzig Metern Tiefe hält sie inne, um den Flaschen-
druck zu kontrollieren. Der Strahl ihrer Kopflampe erfasst Katzensgoldkörner im Granit, die glitzern wie Sternenstaub. Ihre Finger gleiten durch das klare Wasser, sie erspürt die vertraute Öffnung im Gestein und steckt das Päckchen an einer Stelle hinein, wo es leicht zu finden ist. Als sie sich wieder an den Aufstieg macht, flackert tief unten ein Licht auf und erlischt wieder. Das muss eine Reflexion gewesen sein; die Tiefe unter ihr scheint endlos, das Wasser ist ein sattes, undurchdringliches Schwarz.*

Die Frau schwimmt mit kraftvollen Zügen zurück an die Oberfläche. Erleichterung treibt sie an. In den nächsten Tagen braucht sie nicht wieder hier hinabzutauchen, und

heute Nacht wird sie gut schlafen – denn sie weiß, dass sie das Richtige getan hat.

Sie will gerade zurück auf die Felsen klettern, als etwas sie mit solcher Wucht trifft, dass sie vor Schreck erstarrt. Jemand zerrt ihr den Atemregler aus dem Mund und die Maske vom Kopf, die Lampe fällt ins Wasser und zerreißt im Hinabsinken die Dunkelheit. Die Frau will um sich schlagen, aber der Angreifer hat sie an den Schultern gepackt, so dass sie nur wild mit den Armen rudern kann. Als sie wieder unter Wasser gedrückt wird, nähert sich ihr ein Gesicht, dessen Vertrautheit zu schockierend ist, als dass sie es wahrhaben will. Sie kämpft hart, aber all die jahrelang geübten Atemtechniken nützen nichts, wenn die Lunge leer ist. Noch einmal durchbrechen die Fäuste der Frau die Wasseroberfläche, dann wird ihr ein kalter Gegenstand in den Mund gerammt, und an die Stelle ihrer Angst treten Erinnerungsbilder. Sie hat das Gesicht ihrer Tochter vor Augen, als ein rasender Schmerz ihr die Sinne raubt und sie reglos auf dem Wasser treibt.

1

Montag, 11. Mai

Mein freier Tag beginnt damit, dass der Hund mich aus dem Schlaf reißt. Um sechs Uhr morgens kratzt etwas Raues über meine Wange, und als ich die Augen aufschlage, rekelte Shadow sich auf dem Kissen, die Pfote schwer auf meiner Brust.

»Geh runter, du Höllenhund!«

Ich setze mich ruckartig auf, um nicht vollgesabbert zu werden, und frage mich, wie er es schon wieder geschafft hat, ins Schlafzimmer zu kommen. Shadow, ein schlanker grauer Wolfshund mit eisblauen Augen, stiehlt sich davon, um meinem Zorn zu entgehen. Ich stehe auf und fluche laut, weil dieser lästige Köter mir das Ausschlafen vermässelt hat. Shadow wurde mir von einer ehemaligen Kollegin vermacht, und meine Loyalität verbietet es mir, ihn ins Tierheim zu geben, obwohl ich manchmal wirklich Lust dazu hätte. Als ich die Haustür öffne, kann ich unmöglich weiter wütend sein. Der Hund tollt durch die Dünen, und das Cottage füllt sich mit der saubersten Luft dieses Planeten.

Anfang Mai ist es auf Bryher am schönsten, dann sind die Strände noch nicht von Tagesausflüglern bevölkert, die jeden Vogel, jede Blume und jeden Stein fotografieren.

Heute Morgen ist keine Menschenseele hier. Über mir kreisen Schwalbenmöwen, und der Atlantik liegt azurblau und ruhig da; keine Spur mehr von den Stürmen, die den ganzen Winter über auf die Westküste der Insel eingedroschen haben. Wegen dieser Aussicht habe ich meinen Job als Mordermittler in London an den Nagel gehängt und bin zurück auf die Insel gezogen. Als Kind hielt ich die besondere Qualität des Lichts hier für selbstverständlich; erst jetzt weiß ich zu schätzen, wie es die Landschaft zum Leuchten bringt. Kein Gebäude verschandelt die Gegend, von dem würfelförmigen Hotel einmal abgesehen, das zehn Fußminuten entfernt auf der anderen Seite der Hell Bay liegt. Mein Haus ist weitaus bescheidener. Der eingeschossige Kasten aus Granit wurde von meinem Großvater erbaut, und als seine Kinder geboren wurden, hat er rechts und links noch Räume angefügt. Seit den Orkanen im letzten Monat ist das Schieferdach reparaturbedürftig, aber ich muss meine Heimwerkerambitionen erst einmal zurückstellen. Ich schulde meinem Onkel Ray einen Tag Arbeit für die vielen Stunden, in denen er auf den Hund aufgepasst hat, und wenn ich früh anfangen, habe ich nachher noch Zeit, schwimmen zu gehen.

Ich will gerade aufbrechen, als mein Blick auf den ungeöffneten Brief auf dem Küchentisch fällt. Mein Name und mein Titel stehen in Druckbuchstaben auf dem Umschlag – Detective Inspector Benesek Kitto –, und ich kann mir denken, was er enthält: eine Einladung des Polizeipräsidiums in Penzance. Ich soll mich zu einem Beurteilungsgespräch dort einfinden, bei dem entschieden wird, ob ich nach meiner Probezeit Deputy Commander der Isles of Scilly Police bleibe. Ich habe drei Monate lang brav alle meine Pflichten erfüllt, aber die Entscheidung liegt nicht bei mir.

Mit Shadow im Schlepptau durchquere ich auf dem kürzesten Weg die Insel über den Shipman Head Down in Richtung Osten. Die Landschaft hier ist wild, der Boden mit Farnen und Heidekraut bedeckt, die Weiden sind von Bruchsteinmauern umgeben, und im Gras sprießen überall Blumen. Wenn meine Mutter noch leben würde, könnte sie jede Einzelne benennen, aber ich kenne nur noch die essbaren Pflanzen: Bärlauch, Petersilie und Meerfenchel. Ich laufe durchs Dorf, das noch im Tiefschlaf liegt, passiere das Gemeindezentrum mit den hässlichen gelben Mauern und die Cottages, die eng beieinanderstehen wie alte Klatschweiber. Als ich die Ostküste erreiche, bewundere ich zunächst das neue Schild über der kleinen Bootswerft meines Onkels. Ray Kittos Name steht da in nüchternen schwarzen Buchstaben, klar und kompromisslos wie der Mann selbst. Durch die Mauern höre ich lautes Hämmern, er ist also schon bei der Arbeit. Der Geruch von Terpentin, Teer und Leinölfirnis in der Luft versetzt mich zurück in meine Kindheit, in der ich davon träumte, Schiffsbauer zu werden.

»Melde mich zum Dienst, Ray«, rufe ich.

Mein Onkel kommt in einem Overall voller Farbflecken unter dem umgedrehten Rumpf eines Gig-Ruderbootes hervor. Es ist, als würde ich mich selbst in dreißig Jahren sehen, wenn ich in meinen Sechzigern bin. Ray reicht fast an meine ein Meter dreiundneunzig heran, und sein kantiges Gesicht hat die gleiche Form wie meines, nur sein dichtes Haar ist nicht mehr schwarz, sondern silbergrau. Er schaut weniger ernst drein als sonst, so als könnte er sich entgegen seiner lebenslangen Angewohnheit eventuell ein Grinsen erlauben.

»Du bist früh dran, Ben. Sag bloß, du willst dir ausnahmsweise mal die Hände schmutzig machen?«

»Wenn's sein muss. Was ist denn mit dem Boot da passiert?« Der Bug sieht ramponiert aus, die Planken aus Elmenholz sind splittrig, doch der schmale Rumpf ist noch immer wunderschön und gerade breit genug, um zwei Ruderern nebeneinander Platz zu bieten. Gig-Rennen haben auf den Scilly-Inseln seit Jahrhunderten Tradition, und die Boote wurden seit der Invasion der Wikinger kaum verändert.

»Es muss ausgebessert und neu lackiert werden, bevor die Rennsaison anfängt.« Er mustert mich eingehend. »Kannst du gleich loslegen?«

»Lieber hätte ich erst ein richtiges Frühstück.«

»Essen kannst du später. Bring schon mal die neue Lieferung rein, ja?«

Auf dem Kai, der vom Hintereingang der Bootswerft direkt zum Meer führt, liegt eine ganze Schiffsladung Material. Drei Kisten stehen nebeneinander, deren Inhalt darauf wartet, in Rays Lager transportiert zu werden. Es braucht viel Muskelkraft und Geduld, Eimer mit Farbe und flüssigem Silikon erst auf einen Rollwagen und dann im Lagerraum ins Regal zu hieven, aber von der körperlichen Arbeit bekomme ich einen klaren Kopf. Ich habe schon vor Wochen aufgehört, auf die Zeit zu achten, denn auf den Inseln ticken die Uhren anders als in London. Die Tage vergehen hier in einem anderen Tempo; alles dauert so lange, wie es eben dauert. Die Sonne wärmt meine Haut, während ich die nächste Fuhre hole. Mir knurrt der Magen vor Hunger, doch die Szenerie hier draußen ist eine gute Ablenkung. Fischerboote kehren mit Frachträumen voller Krabbenreusen und Hummerkörbe von ihren frühmorgendlichen Ausfahrten zurück. Viele davon sind vor Jahren von Ray gebaut

worden. Damals halfen ihm noch angestellte Schiffszimmerleute dabei, Boote mit schweren Eichenrahmen und Lärchenholzbeplankung zu konstruieren, die stabil genug sind, um den heftigsten Stürmen standzuhalten. Die Hand über den Augen, schaue ich zu, wie sie gegen die Meeresströmung im New Grimsby Sund ankämpfen, als mich plötzlich ein eigenartiges Gefühl beschleicht.

Denn während die anderen Boote nach St. Mary's weiertuckern, um ihren Fang dort zu verkaufen, hält eines aus der Flotte, schwarzen Rauch ausstoßend, in voller Fahrt direkt auf den Kai zu. Es ist Denny Cardews *Tresco Lass*, ein traditionelles Fischerboot, dessen rote Farbe an den Seiten schon abblättert. Auf den Inseln leben so wenige Leute, dass ich trotz meiner zehn Jahre auf dem Festland noch fast jeden Bewohner mit Namen kenne. Mit Cardew selbst hatte ich zwar nie persönlich zu tun, aber sein Sohn war vor zwanzig Jahren mit mir in einer Klasse. Ich habe den Fischer als stillen Mann in Erinnerung, der gern im *New Inn* Fußball geschaut hat, wo seine Frau hinter dem Tresen arbeitete; heute wirkt Denny allerdings weniger ruhig. Schon aus hundert Metern Entfernung winkt er mir aufgeregt zu. Als sein Boot näher kommt, kann ich sehen, dass das Deck mal einen neuen Anstrich vertragen könnte, und das Seitenfenster des Ruderhauses hat einen Sprung.

Ich laufe über den Kai, um ihm beim Anlegen zu helfen, und Cardew stolpert auf den Pier. Denny ist in seinen Fünfzigern, hat eine kräftige Statur und hellbraune Haare, die bis zum Kragen reichen; seine Haut ist von einem Leben auf stürmischer See wettergegerbt. Es ist nicht zu erkennen, ob der Mann vor Aufregung so atemlos ist oder weil er schwer an seinem Übergewicht trägt, das wie ein Rettungsring

um seinen Bauch liegt. Aus seinem Mund schlägt mir ein Schwall Wörter entgegen.

»Nördlich von hier liegt was im Wasser. Ich war da, um die Hummerkörbe einzusammeln, da hab ich's gesehen.« Seine graubraunen Augen sind weit aufgerissen vor Panik. »Ein Toter, vor Piper's Hole.«

»Bist du sicher?«

»Absolut. Bin fast gegen die Felsen gekracht, so dicht bin ich rangefahren.«

Sein Ton ist dringlich, aber ich bin skeptisch. Auf St. Agnes hat letzte Woche eine Frau behauptet, eine Leiche läge vor der Küste auf einem Felsen. Die entpuppte sich dann aber als eine graue Robbe, die fröhlich ein Sonnenbad nahm. An Dennys angespannter Miene erkenne ich, dass er sich sicher ist. Da die Küstenwache eine Stunde bis hierher brauchen würde, war's das schon wieder mit meinem freien Tag.

»Na, dann los«, antworte ich. »Zeig mir die Stelle.«

Ray tritt aus der Werkstatt, als ich über die Köderboxen an Deck von Dennys Boot hinwegsteige. Der Hund versucht, an Bord zu springen, aber ich lasse ihn auf dem Kai zurück, wo er winselnd um Rays Füße streicht. Mein Onkel beobachtet mit resignierter Miene, wie wir davonfahren. Er hat sich inzwischen daran gewöhnt, dass ich oft kurzfristig absage oder schnell wegmuss, auch wenn wir verabredet sind. Dabei würde ich mich für die Unterstützung, die er mir seit meiner Rückkehr zukommen lässt, wirklich gern erkenntlich zeigen.

Denny Cardew ist blass unter seiner ganzjährigen Sonnenbräune und völlig auf die Rückfahrt konzentriert. Während wir den schmalen Kanal zwischen Bryher und Tresco durchqueren, gibt das Schweigen des Fischers mir Zeit, die

Landschaft vom Ruderhaus aus zu betrachten. Als das Boot an der Westküste von Tresco vorbeijagt, ragt Cromwell's Castle über uns auf, dessen alter Mauerring auch nach vierhundert Jahren noch intakt ist. Tresco ist größer als Bryher und von einer herben Schönheit; die Weizenfelder der Insel ziehen sich bis ans Ufer hinunter, doch Felsnasen aus Granit rauhen die Küste auf, und die Braidens Steps führen wie eine für Riesen erbaute Treppe ins Meer hinein.

Cardew steuert zwischen Felspfeilern auf den nördlichsten Punkt Trescos zu. Als wir aufs offene Wasser kommen und nicht mehr vor dem Atlantikwind geschützt sind, prügeln die Wellen regelrecht auf das Boot ein. Ein paar hundert Meter entfernt erhebt sich Kettle Island aus dem Wasser. Die Insel hat ihren Namen – Kessel – von den heftigen Strömungen, die das Meer um sie herum aufwühlen wie brodelndes Wasser. Ich beobachte einen Schwarm Tölpel und Tordalken, die in den Himmel aufsteigen, dann zurückfliegen und sich wieder auf den Felsen niederlassen.

»Da drüben!«, sagt Cardew, als wir uns Piper's Hole nähern. »Ich fahre so dicht ran, wie ich kann.«

Im Schatten von Tregarthen Hill bewegt sich das Fischerboot vorsichtig auf das Kliff zu. Aus der Ferne ist der Eingang von Piper's Hole lediglich eine Spalte im Felsen. Wer sich hier nicht auskennt, würde nie darauf kommen, dass die Höhle überhaupt existiert; sie ist nur bei Ebbe zugänglich, wenn man den Hang hinuntersteigen oder mit einem Boot bis ans Ufer fahren kann. Im nächsten Augenblick wird sie komplett unter Wasser stehen, und meine Gedanken wandern zurück zu einer Inselbewohnerin, die im letzten Jahr darin durch eine Springflut ums Leben kam.

Ich schaue wieder zum Kliff, sehe jedoch nur Wellen, die

sich an den Felsen brechen, und Möwen, die aufgereiht auf einem Vorsprung sitzen. Es vergehen mehrere Minuten, bis ich am Fuß der Felswand etwas Schwarzes entdecke, das mit jeder Welle hin und her schaukelt. Mir zieht sich bei dem Anblick der Magen zusammen.

»Kannst du mich auf den Felsen absetzen, Denny?«

Cardew wirft mir einen skeptischen Blick zu. »Du wirst springen müssen. Ich laufe auf Grund, wenn ich zu dicht ranfahre.«

»Gut, dass ich lange Beine habe.«

Angespannt beobachte ich, wie das Boot auf dem Wasser hin und her schlingert und dem Kliff dabei immer näher kommt. Stelle ich mich ungeschickt an und das Boot wird von der nächsten hohen Welle erfasst, werde ich an den Felsen zerquetscht. Ich passe einen günstigen Moment mit schwächerem Seegang ab, lande hart auf einer Felsnase und klammere mich an deren nasse Oberfläche. Die glatten Sohlen meiner Turnschuhe rutschen über den Algenfilm, als ich über das Granitgestein klettere. Ich gebe Cardew mit hochgerecktem Daumen zu verstehen, dass alles in Ordnung ist, und wende mich dann der zerklüfteten Felswand vor mir zu. An ihrem Fuß treibt ein Mensch auf der Wasseroberfläche. Er trägt eine Tauchausrüstung und ist zu weit weg, als dass ich ihn erreichen könnte. Ich weiß nicht, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt, aber warum er noch auf dem Wasser treibt, ist gut zu erkennen: Die Druckluftflasche auf dem Rücken der Leiche hat sich am Eingang zu Piper's Hole zwischen den Felsen verhakt und hält sie dort fest.

Ich hole mein Handy aus der Hosentasche und rufe Eddie Nickell an. Der junge Constable hört schweigend zu, während ich ihn anweise, eine Polizeibarkasse von St. Mary's

herzuschicken. Sie wird in der Nähe vor Anker gehen müssen, bis die Flut zurückweicht und die Leiche an Bord gehoben werden kann. Die Brecher, die gegen die Felsen schlagen, sind jetzt höher als zuvor, doch die *Tresco Lass* schaukelt noch immer in zehn Metern Entfernung auf den hohen Wellen. Ich schwenke beide Arme durch die Luft, um Cardew zu signalisieren, dass er wegfahren soll, bevor sein Boot Schaden nimmt, aber er schüttelt energisch den Kopf. Ich muss grinsen. Der Fischer ist ein typischer Insulaner. Er weigert sich, einen gestrandeten Mann allein zurückzulassen, selbst wenn seine Lebensgrundlage dadurch bedroht ist. Wohl wissend, dass eine unbequeme Wartezeit vor mir liegt, wende ich der sprühenden Gischt den Rücken zu. Es kann noch eine ganze Stunde dauern, bis der Wasserstand so weit absinkt, dass ich an die Leiche herankomme. Als ich erneut hinschaue, dreht sie sich mit jeder Welle um sich selbst, hilflos wie ein Stück Treibholz.

2

Tom Heligan ist früher als geplant am Ruin Beach. Der allzu lange Pony, der ihm in die Augen fällt, und die spindeldürren Beine lassen ihn wie einen Schuljungen aussehen, aber er ist ein junger Mann auf dem Weg zur Arbeit. Als er am Long Point stehen bleibt, um Luft zu holen, sieht er wieder die Bilder aus der Meereshöhle vor sich, und Panik steigt in ihm auf. Von hier aus kann man die schwarzen Umrisse von Northwethel, die Crow Island und die im Meer verstreuten Eastern Isles sehen. An einem gewöhnlichen Tag könnte er stundenlang an dieser Stelle verharren und sich die Schiffswracks ausmalen, die da draußen unter Wasser verborgen sind. Spanische Galeonen liegen neben Rahseglern und Teeklippern. Er könnte sogar mit geschlossenen Augen eine Karte der vielen hölzernen Schiffsrümpfe am Meeresgrund zeichnen, doch heute vermag ihn nicht mal seine größte Leidenschaft zu beruhigen. Seit der Zeit, als Phönizier hier entlangsegelten, um Schmuck gegen Zinn zu tauschen, sind Hunderte von Schiffen an der felsigen Küste von Tresco zerschellt und ihre kostbaren Ladungen ein Raub der Wellen geworden. Jetzt steht er selbst vor dem Untergang. Er fühlt sich schwach wie ein Schiffbrüchiger, der an Land taumelt, und saugt mühsam Luft in seine Lunge.

Der Junge geht so langsam wie möglich über den Strand

auf das Café zu. Wie kann er nach dem, was er mitangesehen hat, heute nur seine Arbeit schaffen? Er hätte Jude Trelton gestern Nacht niemals nachgehen sollen, als sie aus dem Pub kam. Das war ohnehin erbärmlich, nachdem er doch schon den ganzen Tag mit ihr verbracht hatte, aber er trennt sich nun mal äußerst ungern von ihr. Tom bleibt erneut stehen und kneift die Augen zu, um die Bilder aus seinem Kopf zu vertreiben. Er wird niemals aufhören können, sich für seine Feigheit zu schämen. Er hatte in Piper's Hole eine Gestalt hinter einem Felsen hervortreten sehen, aber viel zu viel Angst gehabt, um etwas zu unternehmen. Stattdessen war er in Deckung gegangen, bis die schrecklichen Schreie verstummten, und dann um sein Leben gerannt. Die Landschaft und die Felder waren auf dem Weg nach Hause zum Merchant's Point nur so an ihm vorbeigerauscht. Gestern Nacht hatte er sich eingeredet, mit offenen Augen geträumt zu haben, jetzt kommen ihm Zweifel. Die Frau, die ihm so viel bedeutet, kann sich doch sicher gegen jede Bedrohung zur Wehr setzen? Vielleicht ist seine Angst ja unbegründet.

3

Cardews Boot schaukelt noch immer in der Ferne auf den Wellen. Der Rettungsring, den er mir zugeworfen hat, treibt in der Nähe der Felsen; so habe ich wenigstens etwas, woran ich mich festhalten kann, wenn der nächste Brecher mich ins Meer reißen sollte. Ich klammere mich noch weitere zwanzig Minuten an das nasse Granitgestein, dann weicht die Flut zurück, und ich kann zu dem leblosen Körper hinklettern, der immer noch am Eingang zur Höhle festhängt. Ich fluche laut, als ich Jude Trellon erkenne, eine Inselbewohnerin Ende zwanzig, die in der Tauchschule ihres Vaters arbeitet. Ich erinnere mich an sie als attraktives dunkelhaariges Mädchen, das mit seinem Bruder auf dieselbe Schule ging wie ich. Als Jugendliche sprühte sie vor Energie, doch die See hat ihre Schönheit ausgelöscht. Ihre Gesichtshaut und die Hände sind bleich von der Kälte, und auf ihrer Wange prangt ein zackenförmiger Riss. Ich weiß sofort, dass sie ermordet wurde. Irgendwer hat ihre Tauchflasche zwischen zwei Felsblöcken eingeklemmt und ihr zusätzlich ein Seil um den Oberschenkel geschlungen, um sie am Kliff festzubinden.

Als ich Jude auf die Seite lege, fließt Meerwasser aus ihrem Mund. Mir fällt wieder ein, dass Menschen manchmal überleben, obwohl sie lange unter Wasser waren, weil ihr

Stoffwechsel durch die Kälte verlangsamt wird. Während ich Jude die Flasche vom Rücken nehme und sie aus dem Wasser hebe, spult mein Kopf schnell noch mal ab, was ich im Erste-Hilfe-Training gelernt habe. Als ich ihre Atemwege freimachen will, ertaste ich jedoch etwas Hartes in ihrem Rachen, was sich nicht herausziehen lässt, weil es zu tief feststeckt. Wenn ihre Kehle verstopft ist, sind alle Wiederbelebungsversuche sinnlos. Es ist offensichtlich, dass sie schon seit Stunden im Wasser treibt; ihr Gesicht ist stark entstellt, da es immer wieder gegen den Felsen geschlagen ist. Diese Frau hier hat kaum noch Ähnlichkeit mit der, die ich im letzten Sommer im Pub meiner Tante, von Freunden umringt, habe feiern sehen. Jetzt kann ich nur noch eines tun: herausfinden, wie sie auf so qualvolle Weise zu Tode kam. Der Atemregler baumelt an ihrer Seite, aber ein Blick auf den Finimeter zeigt, dass ihre Druckluftflasche noch fast voll ist. Eine so erfahrene Taucherin hätte niemals ertrinken dürfen, solange sie Zugang zu ausreichenden Luftreserven hat. Erst als ich mich wieder aufrichte, fällt mir noch etwas anderes auf: Jemand hat mit einer Schnur eine blaue Plastikflasche an ihrem Knöchel befestigt. Aber verglichen mit den größeren Fragen erscheint mir dieser Gegenstand irrelevant. Warum ist sie das Risiko eingegangen, allein zu tauchen? Und wer hat sie genug gehasst, um ihre Leiche an ein Kliff gebunden zurückzulassen, damit die Wellen ihr Spiel mit ihr treiben können?

Ich klettere über die Felsen zurück und blicke durch den schmalen Eingang von Piper's Hole, doch es ist zwecklos, jetzt hineingelangen zu wollen. Die Höhle steht noch halb unter Wasser; ich höre, wie es gegen die Wände klatscht. Wenn Jude Trellon da drinnen den Tod gefunden hat, wird

die Flut bereits alle Beweise vernichtet haben. Ich murmele noch immer Fragen vor mich hin, als die größte Polizeibarkasse der Inseln eintrifft. Es ist ein leistungsfähiges Rettungsschiff aus glasfaserverstärktem Kunststoff mit gelben und blauen Blinklichtern an den Seiten. Das Wasserfahrzeug erreicht bis zu zweiunddreißig Knoten, heute bewegt es sich jedoch im Schneckentempo. Constable Eddie Nickell macht sich bereit, an Land zu springen, während mein Boss, DCI Alan Madron, das Boot auf den Sandstreifen lenkt, den die Flut gerade wieder freigegeben hat. Die beiden Männer bilden einen seltsamen Kontrast. Eddie hat rote Wangen und blonde Locken und ist nervös wie ein Chorknabe; der DCI dagegen steht kurz vor der Rente und macht ein finsternes Gesicht. Sie haben eine Stunde für die kurze Strecke von St. Mary's bis hierher gebraucht, aber immerhin ist es bei Ebbe leichter, die Leiche von hier wegzubringen.

Denny Cardew wendet seinen Fischkutter schließlich doch, um jetzt, wo für meine Sicherheit gesorgt ist, in den Hafen zurückzukehren. Sobald ich die schwierige Aufgabe hinter mich gebracht habe, die Hinterbliebenen zu informieren, werde ich ihm danken.

»Sie haben sich ja ganz schön Zeit gelassen«, rufe ich, als Eddie über die Felsen zu mir her klettert.

»Tut mir leid, Boss. Der DCI meinte, es wäre zu gefährlich, bei Flut um die Landspitze herumzufahren.«

»Na toll«, antworte ich. Es ist typisch für Madron, penibel die Sicherheitsbestimmungen einzuhalten, während ich an den Felsen klebe wie eine Seepocke.

Eddie bekommt einen glasigen Blick, als er die Leiche sieht, und mir wird schlagartig klar, dass er die Trellons gut kennen muss; schließlich ist er auf Tresco aufgewachsen.

Die Eltern der Ertrunkenen sind bekannte Gemeindemitglieder – Jude Trellons Vater ist der Eigentümer der örtlichen Tauchschule, und ihre Mutter führt das *Ruin Beach Café*.

»Wie ist denn das passiert?«, murmelt Eddie. »Sie hat ein vierjähriges Kind.«

»Setzen Sie sich einen Moment, bis Sie sich etwas erholt haben.«

Nickell hockt sich neben mich auf den Felsen, seine schmalen Schultern sind hochgezogen, und er ist blass um die Nase. Seine Reaktion zeigt wieder einmal, dass wir so verschieden sind wie Tag und Nacht. Meine zehn Jahre im Londoner Morddezernat, wo ich täglich mit tödlichen Messerstechereien, Schlägereien und anderen Gewaltverbrechen konfrontiert war, haben mich abgestumpft. Eddie ist zehn Jahre jünger als ich; ein aufgeweckter, noch sehr jugendlich aussehender Vierundzwanzigjähriger. Seine Verlobte erwartet im Juli ihr erstes Baby, dabei ist es täuschend einfach, sich ihn selbst noch als kleines Kind vorzustellen. Ich würde ihm gern mehr Zeit lassen, um sich von dem Schock zu erholen, aber der DCI gibt vom Ruderhaus der Barkasse aus schon ungeduldig Zeichen. Also löse ich die kleine Plastikflasche von der Toten und stecke sie in die Tasche meines Kapuzenshirts. Und sobald Eddie schwankend auf die Füße gekommen ist, hieven wir Judes Leichnam über die Felsen, wobei uns der glitschige Stoff ihres Tauchanzugs aus den Händen zu rutschen droht. Madron schäumt, als wir schließlich an Bord klettern.

»Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit!«, sagt er giftig. »Die Inselbewohner bekommen noch vor den Hinterbliebenen Wind von der Sache. Wie, zum Teufel, ist das passiert, Kitto?«

»Sie wurde umgebracht, und dann hat jemand ihre Leiche an die Felsen gebunden. Ich glaube, sie ist schon seit Stunden tot.«

»Sind Sie sicher, dass sie nicht einfach ertrunken ist?«

»Ja, Sir. Ich habe Fotos gemacht, die zeigen, wie sie zurückgelassen wurde.«

»Die schaue ich mir später an.«

Madrons Miene ist ganz verkniffen vor Wut, als wäre ich höchstpersönlich nach Tresco rübergeschwommen, um die Frau zu ermorden. Der DCI sieht sogar auf See makellos aus. Sein eleganter schwarzer Mantel schützt ihn vor der Kälte, die grauen Haare sind kurzgeschoren, und seine Stiefel glänzen. Seit elf Jahren leitet Madron die örtliche Polizeidienststelle mit gnadenloser Effizienz, aber mit Krisen kann er schlecht umgehen; er reagiert stets so, als wäre er ganz allein für das Wohlergehen der Inselbevölkerung verantwortlich.

»Allzu lange kann sie aber noch nicht tot sein«, wendet er jetzt ein. »Sonst hätte sie ja jemand als vermisst gemeldet.«

Um einem Streit aus dem Weg zu gehen, verkneife ich mir jede Reaktion. Ich arbeite zwar erst seit wenigen Monaten unter Madron, aber ich habe längst mitbekommen, dass er es ebenso wenig leiden kann wie ich, wenn man ihm widerspricht. Mir klappern die Zähne, weil der kühle Wind durch meine nasse Jeans dringt, und während ich frierend an Bord stehe, frage ich mich, durch welche Hölle das Mordopfer vor seinem Tod gegangen sein muss. Ich begeben mich schnell unter Deck, um mir mit einem Handtuch das Salzwasser aus den Haaren zu rubbeln und meine Kleider wenigstens einigermaßen trocken zu reiben.

»Sie sollten sich umziehen, bevor sie die Familie aufsuchen«, sagt Madron, als ich zurück ins Steuerhaus komme.

»Dazu bleibt keine Zeit, Sir. Cardew wird anderen bestimmt schon von dem Leichenfund erzählt haben. Setzen Sie mich besser gleich am *Ruin Beach* ab.«

Der DCI nickt kurz und lenkt das Boot dann in den Old Grimsby Sund. An einem gewöhnlichen Tag wäre eine Fahrt entlang der Ostküste von Tresco, an unberührten Stränden und glitzerndem Sand vorbei, ein schöner Ausflug. Das Meer ist hier gespickt mit Felsspornen, die nächtliches Segeln äußerst gefährlich machen. Selbst mit einem hochmodernen GPS-System ist es schwierig, die Basaltspitzen zu umschiffen, die die Einfahrt zum *Ruin Beach* markieren. Der Hafen ist ein ausgedehnter Kiesstrand, der von einer langen Kaimauer vor Stürmen geschützt wird. Die vier Gebäude des *Ruin Beach Cafés* erinnern an Strandhäuschen; durch ihre Panoramafenster schaut man aufs Meer hinaus, und über ein paar Stufen gelangt man direkt hinunter zum Ufer. An dem Anleger neben der fünfzig Meter entfernten Tauchschule ist eine Handvoll weißer Jollen und Motorboote vertäut. Jenseits der Straße, ein Stück weiter landeinwärts, steht ein halbes Dutzend Cottages.

»Sobald ich wieder auf St. Mary's ankomme, lasse ich die Tote ins Leichenschauhaus bringen«, sagt der DCI. »Sie beide können zusammen zu Judes Verwandten gehen, aber solange wir keine Bestätigung des Gerichtsmediziners haben, erzählen Sie ihnen nicht, dass sie umgebracht wurde. Panikmache hilft nämlich niemandem.«

Madrons Reaktion treibt meinen Puls in die Höhe. Er geht ständig aus falscher Vorsicht auf Nummer Sicher, selbst wenn die Opfer die Wahrheit verdienen, aber ich behalte

meinen Ärger für mich. Eddie behält mich genau im Blick, als wir den Strand hochgehen. Anscheinend glaubt er, ein erstklassiger Ermittler werden zu können, indem er mich auf Schritt und Tritt beobachtet. Ich freue mich nicht gerade darauf, den Trellons die schlechteste Nachricht zu überbringen, die man sich vorstellen kann, und dasselbe dann bei Judes Freund noch einmal zu wiederholen.

Je näher wir der Tauchschule kommen, desto flacher wird meine Atmung. Nach den schlanken Schnellbooten zu urteilen, die man hier mieten kann, ist das Unternehmen seit meiner ersten Tauchstunde in Teenagertagen wirtschaftlich aufgeblüht. Eine hochseetaugliche, mit modernen Satellitenschüsseln ausgestattete Segelyacht namens *Fair Diane* schaukelt sanft auf den Wellen. Die Tauchschule selbst ist ein zweistöckiges Backsteinhaus mit einem Ladenlokal im Erdgeschoss. Beim Eintreten sehen wir Neoprenanzüge an den Wänden hängen, die Regale sind vollgestopft mit Handlampen und Tauchcomputern fürs Handgelenk, und eine Kiste mit Unterwasserkameras wartet darauf, ausgepackt zu werden. Mike Trellon kommt gerade aus dem Lagerraum, als wir eintreffen. Er ist um die sechzig, mittelgroß und hat scharf geschnittene Gesichtszüge. Mike hat sich nicht verändert, seit er mir vor zwanzig Jahren das Tauchen beibrachte; er hält sich aufrecht und verströmt die Autorität eines Hollywood-Filmstars. Dieses natürliche Selbstvertrauen muss er durch Lebenserfahrung erworben haben. Er taucht seit seinen Kindertagen; niemand kennt die örtlichen Gewässer besser als er. Seine Mundfalten mögen tiefer geworden sein und das Grau seiner Haare etwas heller, aber er spricht in demselben brummigen Bariton wie immer, als er seine Hand auf meinen Arm legt.

»Du bist ja klatschnass, Ben. Bist du von der Kaimauer gefallen?«

»Es gab einen Unfall.« Ich weiche seinem Blick nicht aus, als er mich anschaut. »Ist Shane bei dir?«

Mike schüttelt den Kopf. »Er ist gerade mit einer Gruppe zu einer Seehundfahrt aufgebrochen; sie sind den ganzen Morgen unterwegs. Was, in aller Welt, ist denn passiert?«

»Wir sollten Diane dazuholen.«

Mike Trellon marschiert aus seinem Laden, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Ich überlege, ob ich ihm raten soll, die Tür abzuschließen, um seinen Warenbestand im Wert von mehreren tausend Pfund zu schützen, aber hier wird selten etwas geklaut.

Das *Ruin Beach Café* liegt nur fünf Fußminuten entfernt in südlicher Richtung am Ufer. Durch die hohen Fenster sehen wir den frisch geschrubhten Holzfußboden, und Kellnerinnen eilen zwischen Tischen hin und her, die so aufgestellt sind, dass man von dort den Blick auf die im Wasser verstreuten Eastern Isles genießen kann. Diane Trellon serviert gerade einigen frühen Urlaubern das Frühstück. Ihre welligen kastanienbraunen Haare sind mit einem smaragdgrünen Tuch zurückgebunden, das die gleiche Farbe hat wie ihr Top. Sie muss Mitte fünfzig sein, sieht aber Jahre jünger aus und ist für ihre herzliche Art bekannt. Dianas Lächeln wird breiter, als sie uns erblickt, ist dann aber plötzlich wie weggewischt. Es bedeutet selten etwas Gutes, wenn zwei Polizisten auftauchen, auch wenn man sie schon ihr Leben lang kennt.

»Können wir dich mal sprechen, Diane?«, frage ich.

Kurz darauf stehe ich neben Eddie in ihrem winzigen Büro. Der holzvertäfelte Raum könnte eigentlich behag-

lich wirken, zumal man hier leise das Meer rauschen hört, aber zu viert fühlt man sich dort einfach nur beengt. Das Ehepaar sitzt auf harten Plastikstühlen, Eddie und ich sind an der Tür postiert wie zwei Wächter wider Willen. Auf der anderen Seite der Wand sitzen Fremde lachend beim Frühstück, und in der Luft hängt der salzige Geruch von gebratenem Speck, doch mir ist der Appetit vergangen. Die Trellons schauen mich an, während ich nach Worten suche, doch es gibt keine gute Art, ihnen zu sagen, dass ihre Tochter ertrunken ist. Mike bricht als Erster zusammen, er lässt den Kopf sinken und schlägt die Hände vors Gesicht.

Diane starrt mich ungläubig an, in ihren grünen Augen stehen Tränen. »Das kann nicht sein! Jude ist gestern Abend noch hier vorbeigekommen, sie war auf dem Weg zum Pub.«

»Wann war das?«

»Gegen acht, es war gerade krachend voll. Wir hatten eine große Gesellschaft von St. Mary's zum Abendessen hier.« In ihrem Blick steht noch immer Hoffnung, so als würde sie für ein Wunder beten.

»Es ist erst später passiert. Jude muss noch identifiziert werden, aber ich fürchte – ich bin mir sicher –, dass sie es ist. Sie trug ihre Tauchausrüstung, vor Piper's Hole.«

»Das ist mein Fehler.« Mikes Kopf schnellt wieder nach oben. »Ich hätte dafür sorgen sollen, dass sie aufhört, nachts tauchen zu gehen, diese verdammte Idiotin! Ich wusste, dass es sie eines Tages umbringen würde. Aber sie muss ihren Bruder ja unbedingt immer übertrumpfen.«

Dieser Ausbruch kommt mir seltsam vor; es gibt keinen erkennbaren Grund, warum Mike Trellon sich die Schuld am Tod seiner Tochter geben sollte.

»Sag doch so was nicht, um Himmels willen!«, fährt Diane ihn an. »Jetzt ist es ohnehin zu spät.«

»Für Jude gibt's Regeln nur, um sie zu brechen.« Mike haut wütend mit der Faust auf den Tisch und stößt dabei eine Tasse samt Untertasse herunter.

Seine Frau ignoriert den Lärm einfach und wendet sich mir zu. »Weiß Ivar es schon?«

»Zu ihm wollen wir als Nächstes. Meinst du, er ist zu Hause?«

»Er passt auf Frida auf. Ich sollte dabei sein, wenn er es erfährt.«

»Wir rufen euch später an oder bringen sie zu euch nach Hause.«

Ich würde gern noch fragen, ob Jude am Vortag gearbeitet und wie ihr Bruder Shane den Abend verbracht hat, doch Judes Eltern sind am Boden zerstört. Als wir aufbrechen, ist Mike Trellons Wut längst zu Trauer geworden. Er hat seine Hände vors Gesicht geschlagen und weint, während Diane ihm über die Schultern streicht. Unser Besuch hat ihren Frieden zerfetzt wie eine Granate. Eddie sagt ausnahmsweise mal nichts, als wir das Café verlassen; der Kummer des Paares hat sein Geplapper verstummen lassen.

Wir gehen in gleichförmigem Tempo zum Zentrum der Insel. Tresco wird von der Abtei und ihrem berühmten Park dominiert, der jedes Jahr Tausende von Touristen anzieht, und ist dennoch ein beschaulicher Ort geblieben. Hier gibt es keine Autos, aber die Straße ist breit genug für den übrigen Verkehr, der aus Pferdewagen, Fahrrädern und Golfbuggys für die Älteren besteht. Dolphin Town liegt in einem Tal, auf dessen üppigen Weiden Ziegen und Schafe grasen. Diese Ortschaft kann nur auf einer Insel, die kaum mehr als

drei Kilometer misst und nicht einmal zweihundert Einwohner zählt, als Stadt durchgehen. Sie besteht aus pittoresken Cottages, dem alten Pfarrhaus neben St. Nicholas und einer Grundschule mit einem einzigen Klassenzimmer. Jude Trelons Familie wohnt in einem weißgetünchten kleinen Haus am Ende des Ortes. Fünfzig Meter davor bleibe ich stehen, um mir zurechtzulegen, was ich ihrem Freund sagen werde.

»Wann ist Anna Dawlish in Piper's Hole ertrunken, Eddie?« Die Besitzerin des *New Inn* ist irgendwann im letzten Winter gestorben, als ich noch in London wohnte, aber ich erinnere mich, von ihrer Beerdigung gehört zu haben.

»Letzten November. Sie war nicht viel älter als Jude. Die Flut hat sie bei einem Abendspaziergang überrascht.«

»Das sollten wir uns noch mal genauer ansehen.« Mein Blick wandert erneut zum Cottage der Toten und dem roten Dreirad vor der Haustür. »Aber jetzt überbringen wir besser erst mal die schlechte Nachricht.«

»Soll ich das übernehmen, Boss?«, fragt Eddie. »Mich kennt er wenigstens vom Sehen.«

»Das ist meine Aufgabe. Der Dienstälerer hat immer die Arschkarte.«

Ich betätige den Türklopfer, aber da niemand aufmacht, versuchen wir es am Hintereingang noch mal. Ivar Larsson kommt aus dem Haus, um uns zu begrüßen. Der Lebensgefährte der Toten hat eine schlanke Tennisspielerstatur. Seine blonden Haare sind zurückgegelt, was seine blassblauen Augen und hohen skandinavischen Wangenknochen gut zur Geltung bringt. Seine Gesichtszüge sind so makellos, als wären sie am Computer entworfen worden. Während meiner Zeit in London hatte ich ganz vergessen, was für ein Mangel an Diversität auf den Inseln herrscht; erst seit meiner Rück-

kehr fällt es mir wieder auf. Die meisten Einwohner von Tresco sind seit Generationen hier verwurzelt. Trotzdem muss ich nicht lange nachdenken, um darauf zu kommen, was einen schwedischen Wissenschaftler dazu bringt, sich auf einem derart überschaubaren Granitfelsen niederzulassen. Früher habe ich auch für Jude Trellon geschwärmt; ihr gutes Aussehen und ihre fröhliche Art machten es schwer, ihr zu widerstehen. Außer dass ich gehört habe, Larsson sei zu Forschungszwecken hierhergekommen, weiß ich so gut wie nichts über den Schweden.

Er trägt eine ausgewaschene Jeans und ein schwarzes T-Shirt und hält einige Papiere in der Hand. Seine Miene wirkt so resolut, dass ich mir nicht vorstellen kann, dass er sich von irgendjemandem etwas sagen lässt.

»Wenn Sie Jude suchen, die wird bei der Arbeit sein.« Er hat einen starken Akzent, sein Ton ist kühl.

»Dürfen wir reinkommen, Mr Larsson?«

Seine Tochter kniet auf dem Küchenboden und ist so darauf konzentriert, ein Puzzle aus Holzteilen zusammenzusetzen, dass sie uns kaum wahrnimmt. Frida muss ungefähr vier Jahre alt sein, ihr dunkles Haar verdeckt ihr Gesicht. Ich bekomme sofort Mitleid mit ihr. Es war schon schlimm genug, als ich mit vierzehn Jahren den Vater verloren habe, aber sie ist noch viel zu klein, um begreifen zu können, was es heißt, dass ihre Mutter tot ist. Ivar muss gearbeitet haben, während sie spielte: Auf dem Tisch ist eine große Seekarte mit Markierungen aus gestrichelten Linien und kleinen roten Kreuzen ausgebreitet. Larsson dreht sie um und verbirgt seine Unterlagen darunter. Ich würde gern wissen, was er erforscht, aber dies ist nicht der richtige Zeitpunkt für neugierige Fragen.

»Ich bin gerade sehr beschäftigt. Ist es wichtig?« Ivars Blick fliegt zwischen Eddies Gesicht und meinem hin und her.

»Ich fürchte, ja. Ist es okay, wenn wir Ihre Tochter einen Moment hier allein lassen?«

»Wenn die Tür offen bleibt.«

Larsson führt uns ins Wohnzimmer, wo gerahmte Fotos aus seiner Heimat auf dem Kaminsims stehen: mit Kiefern bewaldete Berge vor wolkenlosem Himmel, und in der Landschaft davor verstreute, farbig angestrichene Holzhütten. Judes Gesicht strahlt uns von einer Bilderserie entgegen, die an einem der örtlichen Strände aufgenommen wurde. Sie sitzt mit ihrer Tochter neben einer kunstvollen Sandburg, ihre goldbraunen Augen blicken direkt in die Kamera. Larsson hat seinen Arm um sie gelegt, und ihr dunkles Haar weht im Wind. Jude sieht umwerfend aus und sorglos, während Larssons Lächeln sogar bei diesem Familienausflug reserviert erscheint. Als ich ihn wieder anschau, wirkt er angespannt.

»Es gibt keine schonende Art, es Ihnen zu sagen, Mr Larsson. Ich fürchte, Ihre Freundin wurde vor ein paar Stunden tot im Meer aufgefunden.«

Seine Lider flattern. »Sie wollen mir sagen, dass sie ertrunken ist?«

»Das ist bedauerlicherweise richtig.«

»Können wir irgendwen für Sie anrufen?«, fragt Eddie leise. »Judes Eltern vielleicht?«

Er schüttelt energisch den Kopf. »Ich brauche niemanden. Erzählen Sie mir einfach, was passiert ist.«

»Wir glauben, dass Jude tauchen war und dabei Probleme bekam.«

»In Piper's Hole?«

»Sie wussten, dass sie dorthin wollte?«

Er wendet den Blick ab. »Sie wollte über Nacht bei Shane bleiben. Wir haben zusammen gegessen, bevor sie losgezogen ist.«

»Wie haben Sie den Abend verbracht?«

»Irgendwer muss ja auf Frida aufpassen, und Jude besucht ihren Bruder gern ab und zu allein.« Ivar ringt die Hände im Schoß. »Sie wurde umgebracht, habe ich recht? Wir waren Dutzende Male zusammen tauchen. Sie kannte ihre Grenzen.«

»Wir können noch nicht sicher sagen, was passiert ist. Haben Sie das Haus gestern Abend irgendwann mal verlassen, Mr Larsson?«

»Natürlich nicht. Ich habe doch auf Frida aufgepasst.« Er erhebt sich abrupt und steht schwankend da; seine Augen sind glasig, einen Moment lang verliert er die Fassung. »Gehen Sie jetzt bitte. Ich möchte mit meiner Tochter allein sein.«

»Ich schicke Ihnen später jemanden vorbei, der Ihnen helfen kann.«

Larsson zieht sich in die Küche zurück, die schockhafte Erkenntnis, dass Jude tot ist, dringt allmählich zu ihm durch. Er stellt sich mit dem Rücken zu uns ans Fenster: Er will nur noch, dass wir verschwinden. Als ich mich umdrehe, steht seine Tochter mit einer ramponierten Puppe im Arm in der Tür. Sie rennt an mir vorbei zu ihrem Vater und verbirgt ihr Gesicht an seinem Bein. Er legt ihr eine Hand auf die Schulter.

»Mach dein Puzzle fertig, Frida«, sagt er leise. »Du brauchst keine Angst zu haben.«

Eddie und ich bleiben im Wohnzimmer, um ihm ein wenig Zeit zu geben. Nach ein paar Minuten ruft der DCI schon auf dem Handy des Deputys an und will auf den neuesten Stand gebracht werden; sein herrischer Ton dringt bis zu mir. Ich rufe derweil meine Freundin Zoe Morrow auf Bryher an und bitte sie, mit der nächsten Fähre nach Tresco zu kommen. Auch jeder andere würde Ivar heute Gesellschaft leisten, denn die Insulaner rücken in Krisensituationen immer zusammen, aber ich habe das Gefühl, dass er mit Zoe am besten zurechtkommen wird. Er scheint nicht gewillt zu sein, sich dem Kummer von Judes Eltern oder den Fragen wohlmeinender Freunde auszusetzen. Zoe ist ungefähr in seinem Alter, und sie hat eine herzliche, unkomplizierte Art. Vielleicht kann sie Ivars eisige Hülle durchdringen und ihm Informationen darüber entlocken, ob seine Lebensgefährtin Feinde hatte.

Auf dem Weg hinaus lasse ich meine Blicke noch rasch durchs Erdgeschoss des Hauses schweifen. Einzig die Bücherregale im Flur liefern einen Hinweis auf die Tauch-Leidenschaft des Opfers. Dutzende von Fachzeitschriften mit Berichten über die neuesten Atemgeräte, Schiffe mit gläsernen Unterseiten und Tauchboote stehen dort neben Untersuchungen über das Great-Barrier-Riff. Doch Judes persönliche Gegenstände können nicht erklären, warum sie den nächtlichen Tauchgang unternommen hat, der zu ihrem Tod führte, oder warum ihr Freund wusste, dass sie vor Piper's Hole gefunden wurde, bevor ich es ihm gesagt habe. Wenn es einen heftigen Streit zwischen den beiden gegeben hat, könnte er leicht das Haus verlassen haben, nachdem seine Tochter eingeschlafen war, und zu der Meereshöhle gegangen sein, um seine Freundin zu töten.

4

Sobald sich der Todesfall auf der Insel herumgesprochen hat, erreicht uns eine Flut von Hilfsangeboten. Das Nützlichste kommt von Will Dawlish, dem Manager des *New Inn Hotels*. Der Mittvierziger hat ein bescheidenes Auftreten, sein Hemd spannt über dem Bauch, und sein kahler Schädel glänzt im Licht der Deckenleuchte. Alles in allem wirkt er eher wie ein onkelhafter Erdkundelehrer und nicht wie der Betreiber eines gutgehenden Hotels. Mit leiser Stimme bietet er uns den Dachboden als provisorische Zentrale an. Ich bitte ihn sofort, ihn uns zu zeigen, weil freie Räumlichkeiten Mangelware sind auf Tresco und das *New Inn* im Zentrum der Insel liegt, nur fünf Minuten von Dolphin Town entfernt. Dawlish hat seinen Betrieb in den letzten Jahren von einem einfachen Wirtshaus zu einem Boutique-Spa-Hotel mit Swimmingpool erweitert, aber der Manager schaut dennoch verlegen drein, als er mir den Schlüssel in die Hand drückt.

»Wir wollen den Dachboden nächstes Jahr renovieren. Tut mir leid, dass es da oben so schlimm aussieht, aber wenn ihr ihn haben wollt, könnt ihr ihn haben.«

»Danke, Will. Wenn wir den Raum nutzen, muss er sicher abschließbar sein. Niemand darf ihn ohne unsere Erlaubnis betreten.«

»Ihr werdet komplett eure Ruhe haben, das verspreche ich. Ich lasse einen Tisch und Stühle hochbringen.«

Dawlish macht einen aufgewühlten Eindruck auf mich, und ich kann verstehen, warum. Die Nachricht, dass am selben Ort, an dem seine Frau ertrunken ist, wieder jemand den Tod gefunden hat, muss schlimme Erinnerungen in ihm wachrufen. Mein Bauchgefühl sagt mir, dass zwei Todesfälle an derselben Stelle kein Zufall sein können, aber bevor ich meine Schlüsse ziehe, muss ich erst noch mehr in Erfahrung bringen.

Der angebotene Raum sieht wirklich ziemlich heruntergekommen aus, aber er ist besser als nichts. Von den Wänden rieselt der Putz, der Holzboden ist ziemlich verdreckt, und in jeder Ecke hängen Spinnweben. Die Sicht von hier oben entschädigt allerdings für so manches. Durch die schmutzige Fensterscheibe kann ich die unter einem violetten Heidekraut-Schleier liegenden Hügel von Bryher und den glitzernden Atlantik sehen, der sich kilometerweit erstreckt.

Als ich meinen Kapuzenpulli ausziehe, fällt die blaue Flasche zu Boden, die ich bei der Leiche gefunden habe. Sie war mit einer grünen Plastikschnur an Judes Knöchel befestigt, der Art von Material, mit dem die Leute in ihren Gärten Pflanzen an Holzleisten und Pfosten binden. Ich hebe sie auf, ohne mich um die Fingerabdrücke zu scheren, die ich darauf hinterlasse. Das Meerwasser hat ohnehin längst sämtliche fremden DNA-Spuren abgewaschen. Mit einer romantischen Flaschenpost, wie liebeskranke Seemänner sie früher in die Fluten geworfen haben, hat sie wenig gemeinsam. Ursprünglich enthielt sie mal einen halben Liter Mineralwasser, aber das Plastik ist inzwischen verkratzt, und das Etikett hat sich abgelöst. Als ich die Flasche hoch-

halte, um sie genauer zu inspizieren, sehe ich, dass der weiße Zettel darin ordentlich zusammengefaltet ist. Ich schraube den Deckel ab und schüttele den Inhalt in einen Asservatenbeutel. Eddie reicht mir sterile Handschuhe, dann beugen wir uns zusammen über die Botschaft, die in großen Blockbuchstaben geschrieben ist, als hätte der Mörder sich sehr bemüht, seine Handschrift zu verstellen.

DIE SEE GIBT UND DIE SEE NIMMT,
BLIND FÜR DIE GEFAHREN,
TAUB FÜR DIE KLAGEN.
DIE SEE GIBT UND DIE SEE NIMMT,
DOCH WARTEN SCHÄTZE AUF DIE,
DIE ETWAS WAGEN.

Eddie pfeift leise durch die Zähne, sagt aber nichts. Der Text klingt simpel und monoton wie ein Schlaflied, und ich finde es auffällig, dass der Mörder bei seiner Kommunikation mit uns so praktisch gedacht hat. Eine Glasflasche wäre bei der ersten hohen Welle an den Felsen zerbrochen, aber der Täter hat dafür gesorgt, dass seine seltsame Nachricht uns garantiert erreicht. Ich habe keine Ahnung, woher dieser Text stammt, aber die Botschaft scheint mir zu sein, dass das Meer mit seiner elementaren Fähigkeit, Leben zu geben und zu nehmen, höchstselbst für Jude Trellons Tod verantwortlich ist. Eine schnelle Internetrecherche ergibt, dass es sich um ein Zitat aus einem Seemannslied aus dem 18. Jahrhundert handelt. Matrosen haben früher aus vollem Hals gesungen, immer in dem Bewusstsein, dass das Meer ihr Leben jeden Moment auslöschen konnte, während sie den Elementen trotzten und der Wind auf ihr Schiff einpeitschte.

Aber warum hat der Mörder seinem Opfer ein altes Lied an den Fuß gebunden, und noch dazu in einer Plastikflasche, wie sie unsere Strände jedes Jahr zu Tausenden zumüllen? Doch es bleibt keine Zeit, mit Eddie über diesen Fund zu sprechen, denn unsere nächste Ablenkung steht bereits vor der Tür.

Obwohl es noch nicht einmal eine offizielle Verlautbarung über Jude Trellons Tod gibt, ist eine Gruppe von Einheimischen gekommen, um Näheres in Erfahrung zu bringen. Die Bewohner von Tresco haben dieselbe Einstellung wie die von Bryher, wo ich aufgewachsen bin: In Krisensituationen stehen sie sofort zusammen und lassen kleinere Konflikte und Streitigkeiten erst einmal ruhen. Ihre Leben sind so eng miteinander verflochten, dass Hochzeiten und Beerdigungen oft mehrere Tage dauern; die Gemeinde feiert und trauert zusammen. Der Erste, der mich anspricht, ist Justin Bellamy, Pfarrer von St. Nicholas, der örtlichen Kirche. Ihn hat es erst vor einem Jahr von Birmingham nach Tresco verschlagen, aber er hat sich bereits gut an das Inselleben gewöhnt. Von seinem Kollarhemd abgesehen, sieht er aus wie jeder andere Mann in den Enddreißigern. Er ist groß und schlaksig und trägt Jeans, kurze Ärmel sowie eine hässliche Stoppelfrisur, die seine fehlende Eitelkeit demonstriert. Der Pfarrer schaut mich besorgt an; es ist, als sehnte er sich nach Gelegenheiten, sich um seine Schäfchen kümmern zu können. Sein einziges besonderes Merkmal ist eine Narbe, die sich vom Auge bis zum Kinn quer über seine Wange zieht und mit einem Dutzend Stichen genäht wurde. Ich wüsste zu gern, wie ein Geistlicher an so eine schwere Verletzung kommt, habe aber nie einen Anlass gefunden, ihn das zu fragen. Jetzt durchquert Bellamy mit ernster Miene den Raum.

»Ich habe gerade erfahren, was passiert ist, Ben. Was kann ich tun, um zu helfen?« An seinem Akzent höre ich, dass er aus den Midlands stammt.

»Die Familie steht unter Schock, sie wird Ihre ganze Unterstützung brauchen.«

»Ich werde gleich heute bei ihnen vorbeischauen«, erwidert er. »Ich kann es noch gar nicht fassen. Jude war eine Naturgewalt; wir werden sie alle vermissen.«

»Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?«

»Am Freitagmorgen beim Tauchunterricht. Das wollte ich schon immer lernen. Wir sind für ein paar Stunden nach St. Helen's rausgefahren.«

»Können wir uns darüber mal unterhalten, sobald wieder ein bisschen Ruhe eingekehrt ist?«

»Jederzeit, Sie wissen ja, wo Sie mich finden.« Justin schaut mir tief in die Augen, als versuchte er, meine seelische Verfassung einzuschätzen. »Wie ich höre, haben Sie Jude gefunden. Kommen Sie damit klar?«

»Ja, danke. Ich bin darin geschult, mit solchen Situationen umzugehen.«

Er tätschelt meinen Arm. »Aber keine noch so gründliche Ausbildung bereitet uns auf die Wirklichkeit vor, nicht wahr? Rufen Sie mich an, wenn Sie reden möchten.«

Wir verabschieden uns, und der Pfarrer eilt davon. Ich beneide ihn um seine Fähigkeit, andere zu trösten. In meinen langen Jahren als Undercover-Ermittler bei der Mordkommission musste ich meine Emotionen ebenso gründlich verbergen, wie Ivar Larsson es tut; dabei ist meine Fähigkeit, Mitgefühl zu zeigen, verkümmert. Eddie fällt dieser Teil der Polizeiarbeit wesentlich leichter als mir. Ich sehe, wie er auf der anderen Seite des Raums beruhigend auf Elinor

Jago vom Insel-Postamt einredet. Elinor war schon in meiner Kindheit Briefträgerin auf Tresco. Sogar an stürmischen Wintertagen läuft sie unermüdlich über die Insel und stellt die Post zu. Rein äußerlich wirkt sie ziemlich grob und kernig – die korpulente grauhaarige Frau trägt eine Männerfrisur, klobige Wanderschuhe und praktische Arbeitsjeans –, aber sie ist einer der lebenswürdigsten Menschen der Insel. Ihr burschikoses Auftreten täuscht darüber hinweg, dass sie stets die Erste ist, die ihre Hilfe anbietet, wenn jemand krank oder bedürftig ist. Jude Trellons Tod scheint sie, die sonst durch nichts aus der Ruhe zu bringen ist, tief zu erschüttern. Sie nimmt mich kaum wahr, als ich mich verabschiede, und lauscht schockiert den wenigen Informationen, die Eddie ihr geben kann.

Als ich vors Haus trete, drückt sich ein Junge auf der Veranda herum. Sein Gesicht kommt mir bekannt vor, aber der Name dazu ist mir entfallen. Er ist spindeldürr, trägt ein graues T-Shirt und Designerjeans, und seine Augen sind halb hinter einem Vorhang aus schokoladenbraunen Haaren verborgen. Als unsere Blicke sich treffen, wird mir klar, dass er älter sein muss, als es den Anschein hat; wahrscheinlich geht er auf die zwanzig zu. Für ein Kind ist sein Blick viel zu ernst.

»Kann ich dir helfen?«, frage ich.

»Nein«, stammelt er. »Ich kam gerade zufällig vorbei.«

»Wolltest du über Jude Trellon reden?«

Der Junge schüttelt den Kopf, und noch bevor ich ein weiteres Wort sagen kann, eilt er weg und verschwindet im Schutz der alten Bäume, die den Weg zum Ruin Beach säumen.

»Nett, dich kennengelernt zu haben«, sage ich leise.

Als ich mich zum fünf Minuten entfernten Hafen von New Grimsby aufmache, um auf die Fähre zu warten, habe ich den Jungen schon wieder vergessen. In der warmen Luft kleben die salzverkrusteten Kleider an meiner Haut fest. Hinter dem Kai auf der anderen Seite des Sunds sehe ich die kleine Werft meines Onkels und wünsche, ich könnte mich bis auf die Boxershorts ausziehen und jetzt sofort nach Bryher rüberschwimmen. Früher haben mein Bruder und ich das im Hochsommer häufig gemacht, um unsere Kräfte mit der Strömung zu messen, aber nun kommt die Fähre nach St. Mary's bereits angefahren. Arthur Penwithick steuert die *Bryher Maid* zum Anleger. Der Fährmann hat sich kaum verändert in den zwanzig Jahren, die vergangen sind, seit er mich regelmäßig zur Schule aufs Festland gebracht hat. Auf seinem braunen Kraushaar sitzt noch immer die dunkelblaue Kappe, als wäre sie dort festgeklebt, und seine Hasenzähne stehen hervor, als er mich lächelnd begrüßt. Penwithick ist zu schüchtern, um mir von sich aus Fragen zu stellen, obwohl er vermutlich bereits von dem Todesfall gehört hat; Inselklatsch verbreitet sich immer wie ein Lauffeuer. Stattdessen konzentriert er sich darauf, das halbe Dutzend Fahrgäste vom Kai aufzulesen, und bringt uns dann mit Volldampf nach St. Mary's. Zusammen mit mir ist eine Gruppe französischer Touristen an Bord gegangen, die alle bleich werden, während die kleine Fähre über die kabbelige See zuckelt.

Sobald wir in Hugh Town angelegt haben, eile ich weiter. Auf der Insel geht alles seinen gewohnten Gang. Kutter liegen auf dem Kiesstrand wie gestrandete bunte Fische, und Scharen von Besuchern bummeln mit Eisbechern in der Hand vor den örtlichen Geschäften herum. Die Wagen

rollen so respektvoll und gemächlich über die Quay Road, als kosteten die Fahrer ihr Glück aus, auf der einzigen der Scilly-Inseln zu leben, auf der Autoverkehr erlaubt ist. Ein Blick aufs Handy zeigt mir, dass DCI Madron mir drei Nachrichten hinterlassen hat. Bestimmt will er mir wieder erklären, wie ich meinen Job machen soll, aber sein Genörgel kann warten, bis ich die unangenehmste Pflicht dieses Tages hinter mich gebracht habe.

Das St. Mary's Hospital ist eines der kleinsten Krankenhäuser des Vereinigten Königreichs. Weil es zugleich als Arztpraxis dient, gibt es dort sowohl einen einfachen OP-Raum für Notfälle als auch eine Handvoll Behandlungsräume für Patienten, die zu krank für den Transport aufs Festland sind. Der Raum im hinteren Teil des Gebäudes dient als Leichenschauhaus; die Toten werden in Kühlzellen in der Wand aufbewahrt. Dr. Keillor trommelt schon mit den Fingern, als ich eintreffe. Der Gerichtsmediziner ist eine stattliche Erscheinung, er trägt einen marineblauen Leinenanzug und Oxford-Schuhe und hat sein graues Haar so gekämmt, dass es die kahlen Stellen auf seinem Kopf verdeckt. Die schwarz umrandete Brille vergrößert seine Augen und bewirkt, dass man sich ständig angestarrt fühlt. Keillor hat früher als Polizeiarzt gearbeitet; inzwischen ist er pensioniert, stellt sich aber als Gutachter zur Verfügung, wann immer es einen ungeklärten Todesfall gibt. Er nickt mir kurz zu und schlüpft dann in seinen weißen Kittel.

»Danke, dass Sie gewartet haben«, sage ich. »Tut mir leid, dass ich so spät bin.«

»Kein Problem, aber dann fangen wir an, oder? Ich verpasse schon eine Runde Golf deswegen. Die Obduktion kann erst stattfinden, wenn die Verwandten sie identifiziert

haben, aber ich versuche gleich mal, die Todesursache zu klären.«

Die Worte des Gerichtsmediziners sind zwar an mich gerichtet, doch ich habe den Eindruck, dass er in Gedanken bereits mehr bei den Toten als bei den Lebenden ist. Er streift OP-Handschuhe über und schlägt dann das weiße Tuch zurück. Irgendjemand hat Jude Trellon schon aus ihrem Tauchanzug geschält. Wenn man von den oberflächlichen Wunden in ihrem Gesicht sowie Einblutungen und Druckspuren rund um den Hals absieht, scheint die Tote in Topform gewesen zu sein, als sie starb; sie hat kein Gramm Fett an ihrem muskulösen Körper. Es fühlt sich indiskret an, eine nackte Frau anzustarren, aber das ist die einzige Möglichkeit herauszufinden, wie sie gestorben ist. Als der Gerichtsmediziner sie vorsichtig umdreht, stelle ich überrascht fest, dass ihr Rücken fast vollständig tätowiert ist. Wir leben zwar in einer Zeit, in der Body-Art gang und gäbe ist, aber Jude Trellons Haut ist so großflächig mit Tattoos bedeckt, dass sie ganze Tage in einem Studio verbracht haben muss.

»Dann wollen wir mal sehen, was Ihnen widerfahren ist, junge Dame«, murmelt Keillor der Leiche zu.

Er nimmt sich Zeit für die Untersuchung des Opfers. Zunächst überprüft er den Zustand der Handflächen und Fingerspitzen, dann dreht er die Leiche vorsichtig auf die Seite. Sämtliche Tattoos haben ein nautisches Motiv. Über die Schulter der Toten windet sich eine blau-schwarze Seeschlange, auf ihrem Schulterblatt prangt das detailgetreue Bild einer Galeone auf stürmischer See, und ihren Arm entlang laufen Wörter, die sich bei genauerem Hinsehen als Schiffsnamen entpuppen: *Destiny*, *Esmeralda*, *Good Fortune*. Jeder Tauchgang der Frau scheint auf ihrem Kör-

per verewigt zu sein. Ich starre noch immer auf ihre bemalte Haut, als Keillor merklich stutzt. Er zieht ein Stück Seetang aus Trellons Mund und greift dann noch einmal mit einer chirurgischen Pinzette hinein, um einen weiteren Gegenstand aus ihrer Kehle zu holen. Laut vor sich hinmurmelnd, wäscht der Gerichtsmediziner diesen anschließend unter fließendem Wasser ab und hält ihn mir dann auf der flachen Hand hin.

»Da haben Sie Ihre Todesursache, Inspector. Ich habe ja schon so einiges aus blockierten Atemwegen herausgefischt, aber so was habe ich noch nicht gesehen. Fassen Sie es nicht an, es muss noch untersucht werden.«

Bei dem Objekt handelt es sich um eine nass glänzende Meerjungfrauen-Figur; sie ist aus Metall, gut fünfzehn Zentimeter lang, zweieinhalb Zentimeter breit und mit Patina bedeckt. Wenn ich sie in einem Souvenirladen sehen würde, würde ich sie hübsch finden. Ihr Schwanz ist mit winzigen sechseckigen Schuppen besetzt. Ich starre sie eine Weile an, bis mein Gehirn seine Arbeit wieder aufnimmt.

»Wie ist sie da hingekommen?«

»Jemand hat sie ihr in den Hals gesteckt. Der Oesophagus weist Schnittwunden auf; die Schwellung dürfte ausgereicht haben, um ihre Luftröhre zu verschließen. Eine ganz schön fiese Art, jemanden umzubringen.«

»Könnte sie auch nach ihrem Tod dort platziert worden sein?«

»Die Tote hat nur sehr wenig Wasser geschluckt. Dieses Ding hat ihre Atmung gestoppt, nicht die See. Irgendwer hat es ihr mit voller Wucht in den Mund gerammt.« Er dreht sich um und wendet seine Aufmerksamkeit wieder der Toten zu. »Sie bekommen morgen meinen Bericht. Wir bewah-

ren den Leichnam in der Kühlzelle auf, bis die Verwandten sich von ihr verabschiedet haben.«

»Haben Sie auch Anna Dawlish obduziert, Dr. Keillor?«

Er nickt, ohne aufzuschauen. »Der Fall war völlig anders gelagert. Sie ist auf einem Trescoer Strand gestürzt und dann wegen einer einfachen Kopfverletzung ertrunken. An den Umständen war nichts weiter ungewöhnlich.«

Die Sicherheit, mit der der Gerichtsmediziner davon ausgeht, dass Will Dawlishs Frau durch einen Unfall starb, erleichtert mich, weil es mir erlaubt, mich auf die Gründe für Jude Trellons Tod zu konzentrieren. Die Untersuchung ihrer Leiche hat mir gezeigt, wie brutal der Mörder vorgegangen ist. Das steigert meinen Ehrgeiz, ihn zu finden, nur noch mehr.

Auf dem Rückweg nach Hugh Town gehen mir Keillors Worte noch eine Weile durch den Kopf. Das Polizeirevier von St. Mary's liegt in einem unscheinbaren grauen Gebäude in einer Parallelstraße zum Hafen, und die Eingangstür steht immer offen. Hinter dem Empfangstresen sitzt Sergeant Lawrence Deane, ein untersetzter, rothaariger Kollege um die fünfzig, der offenbar sehr nachtragend ist. Deane hat noch immer nicht verwunden, dass ich zu Madrons Stellvertreter ernannt wurde. Bis ich hierherkam, war er der Officer mit der längsten Dienstzeit und dachte wohl, dass er deswegen ein Anrecht auf den Job hat.

»Na, geben Sie mal wieder den Helden, Ben? Ich wette, die Mädchen fallen reihenweise in Ohnmacht, wenn sie Sie sehen.« In seinem Ton liegt nicht mal ein Hauch von Ironie.

»Das bezweifle ich. Eine Leiche aus dem Meer zu ziehen ist alles andere als sexy.«

»Der DCI wartet schon auf Sie. Und er ist nicht gerade bester Laune.«

Damit wendet Deane sich wieder seinem Computer zu. Die anderen Officer des Teams behaupten zwar, Lawrie hätte Sinn für Humor, aber wenn er in dem Tempo weitermacht, kann es Jahre dauern, bis er ein Lächeln zustande kriegt.

Madron hört schweigend zu, während ich ihm berichte, dass Jude Trellon Dr. Keillor zufolge erstickt ist. Die angespannte Körperhaltung ist das einzige äußere Anzeichen dafür, dass dem DCI diese Nachricht missfällt. Er drückt den Rücken noch mehr durch als üblich und streckt die Brust raus wie ein Oberfeldweibel.

»Haben Sie dafür gesorgt, dass niemand die Insel verlässt, Kitto?«

»Wir haben allen auf Tresco mitgeteilt, dass sie unsere Erlaubnis einholen müssen, wenn sie weg wollen.«

Er nickt schnell. »So was gab es dort noch nie. Nicht auszuschließen, dass Panik unter den Bewohnern ausbricht. Ich möchte nicht, dass die Familie in ihrer Trauer gestört wird.«

»Ich werde behutsam vorgehen.«

»Denken Sie dran, dass Ihre Probezeit noch nicht zu Ende ist. Die abschließende Evaluation findet erst nächsten Monat statt; mein Bericht wird den Ausschlag geben.«

»Der Termin steht in meinem Kalender, Sir.«

»Sie sind manchmal zu direkt. Außerdem möchte ich, dass Sie mehr auf Ihr Äußeres achten. Ein leitender Ermittlungsbeamter sollte Uniform tragen.«

»Ich arbeite seit zehn Jahren in Zivil. Außerdem kennt mich hier doch ohnehin jeder.«

»Das ist eine Frage des Respekts. Ich kann die Ermittlung auch einem Detective vom Festland übertragen.«

»Die Insulaner machen dicht, wenn sich jemand von außen einmischt.«

Der DCI sieht entnervt aus. »Ich halte die Presse in Schach, aber die Journalisten werden voreilige Schlüsse ziehen und Judes Trellons Freund verdächtigen. Welchen Eindruck macht er auf Sie?«

»Seine Trauer wirkte echt, als ich ihm die Nachricht überbracht habe. Er ist ziemlich distanziert, aber ich möchte kein vorschnelles Urteil über ihn fällen. Ich warte ab, bis mir mehr Beweise vorliegen. Im Augenblick habe ich nur die Tatwaffe und die handgeschriebene Botschaft, die am Tatort zurückgelassen wurde. Beides wird im Labor untersucht.«

»Gehen Sie kein Risiko ein. Wenn ich nur ein einziges Anzeichen dafür sehe, dass sich irgendein Drama anbahnt, nehme ich meine Entscheidung zurück.«

»Danke, Sir. Ich brauche Eddie während der Ermittlungen auf Tresco. Wenn wir mehr Officer benötigen, gebe ich Ihnen Bescheid.«

Ich verlasse schnell sein Büro, bevor er es sich anders überlegen kann. Ich bin das einzige Mitglied in Madrons Team, das Erfahrung in Mordermittlungen und ein glänzendes Arbeitszeugnis von der Londoner Polizei hat, aber der DCI hasst es, nach einer so langen Amtszeit die Kontrolle abzugeben, und versucht schon seit Monaten, mich mit der bevorstehenden Evaluation einzuschüchtern. Ich weiß selbst nicht, warum sich der Wunsch, Jude Trellons Mörder zu finden, in mir eingenistet hat und immer stärker wird wie ein langsam schlimmer werdender Kopfschmerz. Jemanden mit einem Gegenstand zu ersticken, der eigentlich dazu gedacht

ist, einen Kaminsims zu schmücken, erscheint mir geradezu obszön. Die Tote war fünf Jahre jünger als ich, aber wir sind quasi nebeneinander aufgewachsen, nur durch einen knappen Kilometer Wasser getrennt. Wie ich gehört habe, war sie eine talentierte Taucherin und hat jahrelang ihr Geld mit dieser Sportart verdient. Als Kind war sie ein Wildfang, aber sie scheint erwachsen geworden zu sein, denn sie hinterlässt eine Tochter. Der Nachmittagshimmel beginnt, sich zu verdunkeln, als ich am Kai ankomme. Es stehen auch einige Leute von Bryher für die Fähre an, aber ich halte den Blick gesenkt; ich bin viel zu sehr in Gedanken, um mit jemandem plaudern zu können. Auf der Fahrt gehe ich noch einmal die Beweise durch, damit ich zu Hause mögliche Ermittlungsansätze ausarbeiten kann.